



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Quitt

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Quitt



in neuer Roman von Theodor Fontane hat unter allen Umständen Anspruch auf Beachtung und erweckt bei gebildeten Lesern ein günstiges Vorurteil. Wir haben in einer Reihe von Besprechungen über Fontanes „Cecile,“ „Irrungen=Wirrungen“ und „Stine“ wiederholt auseinandergesetzt, warum die jüngsten Apostel der Unnatur, die sich Naturalisten nennen, Fontane als einen der ihren in Anspruch nehmen, und aus welchen Gründen uns dieser Anspruch vollkommen hinfällig erscheint. Ein so eigentümlicher und selbständiger Schriftsteller wie Fontane will mit seinem eignen Maßstabe gemessen sein, jeder andre ist für ihn zu lang oder zu kurz, und der Maßstab jener Wahrheitsdarsteller, bei denen die Wahrheit erst mit dem Schmutz anfängt, ist vollends zu grob und zu klobig für den feinen Seelenkenner und scharfen Weltbeobachter. Aber wenn wir auch die selbständige Natur und die innere Berechtigung Fontanes, seine besondern Wege zu gehen, rückhaltlos anerkennen, so brauchen uns doch diese Wege nicht an jeder Stelle zu gefallen, ja es kann uns die Besorgnis beschleichen, daß er auf einem oder dem andern Seitenpfade dem letzten Ziel aller poetischen Darstellung, der poetischen Wirkung, eher ferner als näher rücke.

In dem neuen Roman Quitt*) verläßt der Erzähler — und das ist immerhin ein Gewinn, weil es ihn vor der in der Dichtung unleidlichen Spezialität bewahrt, die bekanntlich etwas ganz andres ist, als die Erkenntnis der Schranken des eignen Vermögens — den Boden der Reichshauptstadt und führt den Leser in der ersten Hälfte und auch wieder am Schlusse des Buches in ein paar Dörfer am Fuße des Riesengebirges, die allerdings episodisch von Berliner Sommergästen belebt werden. Die andre Hälfte spielt gar auf amerikanischem Boden, in und bei der Mennonitenniederlassung Mogat=Chre, im Indianergebiet, südlich von Kansas. Der Held der Geschichte ist ein junger schlesischer Stellmacher Lehnert (Lienhart) Menz, der unter den Görlitzer Jägern gedient und sich im Kriege von 1870 ausgezeichnet hat, derart, daß

*) Quitt. Roman von Theodor Fontane. Berlin, Wilhelm Herz (Bessersche Buchhandlung), 1891.

er das eiserne Kreuz tragen würde, wenn nicht sein Oberjäger Dpitz, dem Lehnert nicht unterwürfig und fügsam genug erschien, dagegen gesprochen hätte. Diese Erfahrung aus der Dienstzeit wirkt in das ganze spätere Leben des jungen Mannes hinüber, sein Unglück will, daß eben dieser Oberjäger als gräßlicher Förster sein Nachbar geworden ist, und daß seine Försterei zu Wolfshau dicht an Lehnerts vom Vater ererbte Stellmacherei stößt. Lehnert Menz hat die Anschauungen und Sitten der Grenzer, er ist im ganzen für Gesetz und ehrliche Arbeit, mag sich aber gelegentlich ein bißchen Paschen und Wildern nicht versagen und hält das für keine besondere Sünde. Neben ihm sitzt jedoch Dpitz, die platte Feldwebelnatur, die ihre Selbstsucht und gemeine Eitelkeit in den stramm angezogenen Mantel der Pflichterfüllung hüllt. „Denn sich umworben und ausgezeichnet zu sehen und Ehre vor den Menschen zu haben, war das, wonach ihm zumeist der Sinn stand.“ Er würde vielleicht Lehnert bei Gelegenheit durch die Finger sehen, wenn sich dieser ehrerbietig und unterwürfig zeigen wollte, aber er haßt ihn, weil er schon von den Görlitzer Jägern her weiß, daß der ländliche Stellmacher von der Größe des Försters nicht durchdrungen ist. Aus dem irregeleiteten Selbstgefühl beider Männer ist eine unüberwindbare Abneigung entstanden, die im Verlauf der Dinge auch der ausgleichenden und versöhnlichen Bemühungen des braven Predigers Siebenhaar spottet. Für ein paar Wochen bezwingen sich die feindlich gesinnten, indem sie einander aus dem Wege gehen, aber bei dem unbedeutendsten Vorfall lodert der Streit wieder auf, und ein Hahn, den des Försters Hund erwürgt, ein Hase, den Lehnert in seinem eignen Kornfeld erschießt, werden Anlaß zu neuer, verschärfter Feindschaft. Lehnert ist entschlossen, nicht zum zweitenmal durch den Förster ins Gefängnis zu kommen, und Dpitz will die Gelegenheit benutzen, dem übermütigen Stellmacher einen ordentlichen Denkkettel zu verschaffen. Er schreibt einen Bericht an die Behörde, worin er seinen jungen Nachbar nicht nur als rückfälligen Wilddieb anklagt, sondern ihn auch als einen Aufwiegler und Verführer für die ganze Gegend bezeichnet, an dem man ein Exempel statuiren müsse, „damit das Volk mal wieder sehe, daß noch Ordnung und Gesetz und ein Herr im Lande sei.“ Lehnert, der unzähligemale davon gesprochen hat, nach Amerika auszuwandern, und fortgesetzt Bücher über die Vereinigten Staaten liest, wird zu seiner eignen Überraschung gewahr, wie sehr er seine Heimat liebt, sein Schlesierland, seine Berge, seine Koppe. „Das sollte nun alles nicht mehr sein. Um nichts, oder um so gut wie nichts, war er das erstemal von Dpitz zur Anzeige gebracht worden, und um nichts sollte es wieder sein. Was war es denn? Ein Has, der in seinem Kornfelde gefressen, und den er über Eck gebracht hatte. Das war alles, und dies alles war eben nichts. Und wenn es etwas war, wer war schuld daran? Wer anders als »der da drüben,« der ihm den Dienst verleidet hatte, sonst wär alles anders gekommen, und er wäre, was eigentlich sein Ehrgeiz und seine

Lust war, bei den Soldaten geblieben und hätte seinem König weiter gedient und hätte jedes Jahr Urlaub genommen und wäre dann mit dem Hirschfänger und dem Tschako durch die Dorfstraße gegangen, und alles hätte begrüßt und sich über ihn gefreut. „Um all das hat er mich gebracht, weil er mirs mißgönnte, weil er nicht wollte, daß ich neben ihm stünde. Sa, er ist schuld, er allein. Um das Kreuz hat er mich gebracht, aber mein Haus- und Lebenskreuz war er von Anfang an und hat mich geschunden und gequält, und wie damals, so thut ers auch heute noch. Er hat mir das Leben verdorben und mein Glück und meine Seligkeit.“

In dieser gefährlichen Stimmung und unter dem Einfluß dieses Selbstbetruges geht er höher ins Gebirge hinauf und holt aus einem Versteck seine Doppelflinte. Es soll ihm ein Gottesurteil sein, ob er dem Förster Dpiz begegnen wird oder nicht. Trifft er ihn, so wird sich zeigen, wer den andern niederschießt, trifft er ihn nicht, so muß er in die weite Welt. Und ehe eine Stunde vergangen ist, steht der Verhaßte vor ihm, ruft ihn an: „Gewehr weg!“ schlägt auf ihn an, aber das Zündhütchen versagt, und nun schlägt Lehnert Menz an, streckt mit zwei Schüssen Dpiz nieder und läßt den Gestürzten liegen, ohne sich zu überzeugen, ob er noch lebe oder tot sei. Er kehrt, nachdem er in der Hampelbaude übernachtet hat, nach Hause zurück, wo der Förster bereits vermißt wird. Aber es treibt ihn unruhig umher, und auf dem Wege nach der Schenke zur Schneekoppe hört er gegen Abend des andern Tages einen Schuß und einen deutlichen Hilferuf vom Walde herab. Er weiß, wer dort oben hilflos liegt — die Furcht, daß Dpiz noch lebe, erschüttert zum erstenmal seine Selbstgerechtigkeit, und er hält sich wenigstens für verpflichtet, dem Gerichtsmann Klose, der im Kretscham Karte spielt, Mitteilung von dem Gehörten zu machen. Da dieser aber dem Hilferuf keine Bedeutung beilegt, versucht er sich auch wieder zu beruhigen — er allein kann doch nicht gehen, um zu helfen, und damit den Verdacht, den er ohnehin gegen sich heranziehen sieht, vollends bekräftigen.

Am andern Morgen wird der tote Förster gefunden, und obschon dieser nach den Aufzeichnungen in seinem blutbesleckten Notizbuche seinen Gegner nicht erkannt hat, so sind doch sofort alle, die das Verhältnis zwischen Lehnert Menz und Dpiz gekannt haben, darüber im klaren, daß Lehnert seinen Feind hinweggeräumt habe, und da sich die Verdachtsgründe häufen, so folgt eine rasche Hausfuchung bei dem Stellmacher. Während dieser weiß Menz, der sich schon überführt sieht, aus seinem Hause zu verschwinden und entkommt der drohenden Verhaftung.

Hier schließt sich nun die zweite Hälfte des Romans an; sieben Jahre später finden wir den Flüchtling wieder, wie er nach mancherlei Erlebnissen in Dakota und Kalifornien durch einen Zufall, den er „Bestimmung“ nennt, mit dem Sohne eines deutschen Mennonitenpredigers auf der Eisenbahn zu-

sammentrifft. Mit raschem Entschluß tritt er in die Mennonitenkolonie Rogat-Ehre und den großen Haushalt ihres geistlichen Führers, Obadja Hornbostel, ein. Der Vielumhergetriebene verlangt nach Ruhe und einem stillen Glück und bekämpft das Schuldbewußtsein, das sich in einzelnen Stunden in seiner Seele regt, mit Arbeit und Hoffnung. Und der alte Mennonitenhauptide empfängt den Dreiunddreißigjährigen, der in seinem Leben so wenig echte Liebe empfunden und erfahren hat, mit den Worten: „Ich hab in euerm Auge gelesen, und ich kenne euch nun: ihr habt einen Ehrgeiz, und es lastet was auf eurer Seele, das hat euch bis diese Stunde durch die Welt getrieben, und ich sehe das Zeichen auf eurer Stirn. Aber ich weiß auch, daß ihr ein tapferes Herz habt und einen Edelsinn, der sich nicht verleugnet, wo Liebe ihn pflegt. Und diese Liebe soll euch werden. Getröstet euch dessen. Keiner, der unter dieses Dach getreten, ist ungetröstet von dannen gegangen.“ Und Lehnert fühlt sich nicht bloß von diesem Atem evangelischer Liebe angeweht, sondern hat gleich bei der ersten Begegnung mit der jugendlichen Ruth Hornbostel, der jüngsten Tochter des Mennonitenpredigers, einen beglückenden Eindruck von ihrer Unschuld, ihrer fröhlichen und dabei klugen Gottkindschaft erhalten und faßt eine tiefe Neigung zu dem Mädchen. Wohl warnt ihn Monsieur Camille l'Hermite, ein alter Pariser Kommunar, der bei der grausigen Erschießung der „Geiseln“ und des Erzbischofs von Paris im Jahre 1871 beteiligt gewesen, aus der Verbannung in Neu-Kaledonien nach Amerika entkommen ist und in Rogat-Ehre gleich Lehnert Zuflucht und Aufnahme gefunden hat: „Mon eher ami, es giebt ein Fatum. Und weil es ein Fatum giebt, geht alles seinen Gang, dunkel und rätselvoll, und nur mitunter blizt ein Licht auf und läßt uns gerade so viel sehen, um dem Ewigen und Rätselhaften, oder wie sonst ihr's nennen wollt, seine Launen und Geseze abzulauschen. Und ein solches Gesez ist es auch: wenn man erst mal heraus ist, kommt man nicht wieder hinein. Und da hilft kein Hoherpriester und kein Prophet, und wenn es Obadja selber wäre, gleichviel ob der alte oder der neue. Das Fatum ist eben stärker, und es ist das Beste, eher Lehnert, ihr lebt euch mit diesem Gedanken ein. Ich hab es gethan. Und wenn euch das auch glückt, so werdet ihr wenigstens eines davon haben, dasselbe, was ich davon gehabt habe: das Glück der Einsamkeit.“ Da Lehnert nicht nur sicher ist, Ruth zu lieben, sondern auch wiedergeliebt zu werden, findet der Gedanke, auf das hohe, reine und unverdiente Glück, das ihm in Aussicht steht, zu verzichten, in seiner Seele keinen Raum. Er hofft und wird täglich gewisser, daß ihm vergeben sei, und daß er Ruth gewinnen dürfe. In dieser Zeit nun wird Ruths Bruder Toby von einer vorübergehenden Sogdleidenschaft ergriffen, wobei Lehnert, soviel es angeht, seinen Mentor abgiebt. Eines Tages jedoch, als Toby allein auszieht und sich im Waldgebirge verirrt, entsteht in der friedlichen Mennonitenniederlassung die Furcht, daß der junge

Jäger verunglückt sei, und Lehnert eilt dem Bruder der Geliebten auf gefährlichen Pfaden zu Hilfe. Auf diesen Pfaden verunglückt er selbst, während sich Toby wohlbehalten bei den Seinen wieder einfindet. Er stürzt von einer Felswand und stirbt ohne Menschenhilfe im Abgrunde, in der Seele die tröstliche Gewißheit, daß dies Ende die Sühne seiner Schuld in der alten Heimat sei. Obadja Hornbostel meldet in einem einfach ergreifenden Briefe das Geschehene nach Wolfschau, und die regelmäßig wiederkehrenden Berliner Sommergäste in dem Riesengebirgsdorfe haben Gelegenheit, den tragischen Ausgang eines Dramas zu besprechen, dessen Anfang sie sieben Jahre zuvor ergriffen und in ihrer Weise bewegt hat.

Diese kurze Wiedergabe des Hauptinhalts kann schon um deswillen kein deutliches Bild von der Eigenart des Buches geben, weil die kräftigen Grundlinien einer klar entwickelten und durchgeführten Handlung von einer Fülle episodischer Bilder zwar nicht unterbrochen, aber umrankt sind, weil der Erzähler die hundert Zwischenspiele einer solchen Handlung, ihrer Rückwirkung auf Persönlichkeiten, die nur zufällig im Rahmen oder sogar, wie die Familie Espe und ihre Anhängsel, außerhalb des Rahmens stehen, fast mit gleicher Liebe ausführt und in dem Bestreben, um seine Erfindung die Atmosphäre des Wirklichen zu verbreiten, die Schilderung sogar zu breit ausgedehnt hat. Freilich uninteressant und trivial ist in dieser Schilderung wie in der Charakteristik so grundverschiedener, zum Teil nur ganz flüchtig auftauchender Menschen nichts. Die lügenhafte Mutter Lehnerts, die weinerliche Försterin Frau Dpiz, der brave Pfarrer Siebenhaar, der ehemalige Kommuneard und Erfinder Camille l'Hermite, der Rat und die Rätin Espe, der Assessor und Gardereserveleutnant Sophus Unverdorben, der ewig in preussischen Dienst-erinnerungen lebende Herr Kaulbars sind Meisterfiguren, so gut wie Lehnert Menz und Förster Dpiz, wie Obadja, Ruth und Toby Hornbostel. Wenn irgend etwas in dieser Geschichte nicht ganz deutlich und gegenständlich wird, so ist es das Alltagsleben in der Mennonitengemeinde zu Rogat-Chre. Darauf käme nicht viel an, denn schließlich ist es doch die Lichtgestalt Ruths und nicht das tägliche Singen und Beten der Taufgesinnten, durch die Lehnert in den innersten Kreis der Gemeinde hineingezogen und mit dem Bedürfnis auch nach religiösem Frieden erfüllt wird. Aber der sichern Einzelschilderung des ersten Teils gegenüber wird der verwöhnte Leser hier doch einen Abstand empfinden. Es hat eben seine Gefahren, die Phantasie allzu slavisch an die Beobachtung zu fesseln und die Belebung jeder poetischen Darstellung lediglich von der äußern Anschauung abhängig zu machen. Die innere Anschauung hat ihr gutes Recht, dem Dichter von „Grete Minde“ braucht das allerdings nicht gesagt zu werden. In dem Roman „Quitt“ aber ist, als ob Fontane über Dinge, die nur aus der Phantasie geschildert werden müssen, wie über einen heißen Boden hinwegeilte.

Die Leser des Romans, und ihn gelesen zu haben wird keinen gereuen, mögen selbst empfinden und entscheiden, wie viele menschliche und persönliche Teilnahme ihnen Gestalt und Geschick, Schuld und Sühne Lehnerts einzulösen vermögen. Wohl nur wenige werden mit dem geheimen Kanzleirat Espe schmerzlich empfinden, daß der Staat in diesem Fall in seinem Recht leer ausgegangen sei und die Justiz das Nachsehen habe. Allein viele werden mit uns der Meinung sein, daß uns doch endlich wieder einmal andre Menschen und Schicksale vorgeführt werden könnten, denen wir volle Teilnahme widmen können, auch wenn unsre Dichter, wie es in der Ordnung ist, geschworne Feinde aller Tugend- und Dffiziositätsphrasen bleiben.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Neue Ideale. Unsre Beziehungen zu den germanischen Völkern im Norden, den Schweden und Norwegern, werden von Jahr zu Jahr lebhafter und inniger; ihre litterarischen Erzeugnisse haben bei uns einen beständig wachsenden Kreis begeisterter Freunde und Verehrer gefunden, ihre volkswirtschaftlichen und pädagogischen Einrichtungen werden von uns studiert, ihre Länder, Gebirge und Meere von unsern Touristen bereist. Es ist keine Frage, dort oben herrscht ein mächtig aufstrebender Geist, ein frischer gesunder Wettkampf auf allen Gebieten des geistigen und wirtschaftlichen Lebens, ein unverkennbares Ringen nach Erhaltung und Ausbildung der germanischen Eigenart. Das ist uns Deutschen nicht entgangen, unsre Blicke sind in den letzten zehn Jahren mit besondrer Erwartung nach dem Norden gerichtet, und in manchem Deutschen, dem das ängstliche Liebäugeln mit Frankreich und Rußland allmählich zuwider geworden ist, hat sich der Wunsch eingestellt, mit den germanischen Stämmen auch in politischen Fragen Hand in Hand zu gehen. So schreibt uns ein Leser der Grenzboten:

Uns Deutschen thut ein großes nationales Ideal not, wie wir es vor 1870 in der Herstellung des deutschen Reiches hatten, ein Ideal, vor dem der Standes- und Klassenegoismus wieder zurücktritt, und zu dessen Erreichung jeder, wie damals, alles einzusetzen bereit ist; solch ein ideales Ziel scheint mir zu liegen in dem Zusammenfassen der germanischen Stämme (ich denke an die Deutschen, die Niederländer, die Dänen und die Skandinavier) zu einer politischen Einheit in irgendwelcher Form aus dem innern Drange dieser Völker heraus. Es kommt ja in dem Leben der Völker auf ein Jahrhundert nicht an, und die Zeit des Strebens ist die schönste. Eine solche Einheit würde so mächtig sein, daß sie den Krieg fast unmöglich machen würde, selbst dann, wenn sie von den Rüstungen, die diese Völker heute getrennt unterhalten, einen bedeutenden Teil zu Gunsten von Kulturzwecken fallen ließen. Der Panlawismus zeigt uns die Wege und zugleich die Notwendigkeit des Zusammenschließens der Germanen.